

Philipp Rauh / Karl-Heinz Leven: Ernst Wilhelm Baader (1892–1962) und die Arbeitsmedizin im Nationalsozialismus, Peter Lang: Frankfurt am Main 2013. 257 Seiten. € 46,95

Während der 1970er Jahre wurden mehr und mehr die Arbeitsmedizin und die Tätigkeit der arbeitsmedizinisch ausgebildeten Betriebsärzte thematisiert. In italienischen Arbeiterkämpfen bei Fiat, Olivetti und anderen Betrieben, insbesondere aber in der oberitalienischen Chemieindustrie, hatten kämpfende Arbeiter und kritische Intellektuelle die reaktionäre Rolle der dortigen Arbeits- und Betriebsmedizin unterstrichen. Sie konnten zeigen, dass das, was Betriebsärzte taten, meist nur Selektionsmedizin war. Diejenigen Arbeiter, deren Gesundheit verschlissen war, meldeten sie den Betriebsleitungen als dauerhaft arbeitsunfähig, mit der Folge, dass kranke Arbeiter ihren Arbeitsplatz verloren. Bemühungen um die Herstellung gesundheitsgerechter Arbeitsbedingungen sahen sie nicht als ihre Aufgabe. Die italienischen Kämpfer forderten daher, dass die Gesundheit der Arbeiter und Arbeiterinnen nicht mehr an Arbeitsmediziner delegiert werden, sondern in die eigenen Hände genommen werden müsse. „*Non delegata*“ war das Schlagwort, „Arbeitermedizin“ das neue Konzept. In Deutschland war die Situation keine grundlegend andere. Auch bei BASF, Thyssen und Opel sortierten Betriebsärzte Arbeiter/innen aus, die ihrer Meinung nach nicht mehr leistungsfähig waren, und setzten sie damit auf die Abschussliste. Nur besonders verdiente Angehörige der Stammebelegschaften konnten hoffen, einen „Schonarbeitsplatz“ zu bekommen. Krankheit war ein Zeichen der Schwäche, genauer: der Schwächlichkeit, oder – schlimmer – ein Zeichen des Simulanten­tums. Darin war die Arbeitsmedizin immer ganz groß: Simulanten zu „enttarnen“.

Doch die damalige Situation war komplizierter, komplexer, verwickelter. Wer Anfang der 1970er Jahre das Problem der gesundheitszerstörenden Arbeitsbedingungen in der deutschen Industrie aufwarf, hatte viele Gegner. Die Gewerkschaften hatten in vielen

Tarifverträgen schmutzige und gesundheitsschädliche Arbeit mit finanziellen Zulagen verknüpft, sodass Arbeiter/innen unterer Lohngruppen sich ihre Gesundheit oftmals abkaufen ließen. Das war im Übrigen in der DDR nicht anders. Wer von Zulagen lebte, dem waren die „Gesundheitsapostel“ Feinde. Doch als mächtiger und hoch aggressiver Gegner erwies sich das Medizinsystem und insbesondere die Arbeitsmedizin höchstselbst. Wer in ihren eigenen Reihen – oder noch schlimmer: auf ihren Veranstaltungen, in ihren heiligen Hallen – kritische Fragen stellte, riskierte den beruflichen Ausschluss, kam auf diverse schwarze Listen und geriet mitunter auch ins Fadenkreuz des Verfassungsschutzes. In den Auseinandersetzungen wurde relativ schnell klar, dass die führenden Vertreter der Arbeitsmedizin eng mit der Industrie liiert waren und sich auf eine bislang ungebrochene Tradition stützen konnten, deren Hauptwurzeln im Nationalsozialismus zu finden waren. Nur wenige kritische Mediziner wie Karl Heinz Roth, Sepp Graessner, Gine Elsner, Rainer Müller und nur wenige Historiker wie Dietrich Milles begannen in den 1970er Jahren, sich mit der unheilvollen Geschichte der Arbeitsmedizin auseinanderzusetzen. Beim Gesundheitstag 1980 trugen Roth und Graessner erste Ergebnisse vor, 1985 folgende legten Elsner, Müller, Milles und andere Forscher/innen, vorwiegend der Universität Bremen, weiteres Material vor. Die Bremer Hochschullehrer/innen Müller und Elsner, die zugleich auch Fachärzte/-ärztinnen für Arbeitsmedizin waren, und weitere Arbeitsmediziner/innen, denen eine enge Verbindung zu „den Bremern“ nachgesagt wurde, galten bei der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin als „unerwünschte Personen“. Sie wurde gleichsam exkommuniziert. Stattdessen hob man die vermeintlichen Säulenheiligen der arbeitsmedizinischen Tradition wie etwa die Arbeitsphysiologen Atzler und Lehmann und dann immer stärker Baader auf den Sockel.

Von Atzler und Lehmann wusste man längst, dass sie überzeugte Nazis waren. Baader galt als Mitläufer, und nach ihm benannte man dann in den 1980er Jahren auch den Ernst-Wilhelm-Baader-Preis

für besondere Verdienste auf dem Gebiet der Arbeitsmedizin. Ebenfalls nach ihm benannt wurde die Ernst-Wilhelm-Baader-Gedächtnis-Vorlesung bei der jährlichen oder zweijährlichen Jahrestagung der Fachgesellschaft. Im Jahr 2000 veröffentlichte Gine Elsner, mittlerweile Ordinaria in Frankfurt, einen kritischen Artikel zu Baader, im Jahr 2011 ein ganzes Buch zu ihm. Nun war Baaders Verstrickung in den Nationalsozialismus „eigentlich“ nicht mehr zu leugnen. Doch das Präsidium der arbeitsmedizinischen Fachgesellschaft wollte das immer noch nicht gänzlich wahrhaben, sodass Karl Heinz Leven, Direktor des Instituts für Geschichte und Ethik der Medizin an der Universität Erlangen-Nürnberg, beauftragt wurde, erneut „dieser Sache“ nachzugehen. Man hoffte offenbar auf „Entlastung“. Doch es kam anders. Rauh und Leven haben eine sehr wichtige Studie vorgelegt, die noch einmal in ganzer Schärfe die Tradition der Arbeitsmedizin als Leistungs- und Selektionsmedizin herausarbeitet und exemplarisch an der Person Baader festmacht. Baader, ein Emporkömmling, der von der Vertreibung der damals führenden jüdischen Arbeitsmediziner wie etwa Ludwig Teleky profitierte, schloss sich auf verschiedenen Handlungsfeldern der NS-Gesundheitspolitik an. Baader wurde 1934 Professor und Direktor des Universitätsinstituts für Berufskrankheiten in Berlin-Neukölln. Doch das genügte ihm nicht. Er zeigte in seinem Ringen um einflussreiche Position in der NS-Medizin eine schier gnadenlose Rücksichtslosigkeit. Die Studie von Rauh / Leven belegt seinen Anpassungsdrang an die antisemitisch-rassistische Ideologie genauso wie seine bedenkenlose Mitarbeit an Wehrmachts- und Lagermedizin. Baader unterstellte, wie andere NS-Mediziner auch, kranken Arbeitern, wenn nicht gleich eine Ursache gefunden werden konnte, schnell ein „Simulantentum“. So abgestempelte Simulanten galten für ihn als „minderwertige Menschen“. Neu und über den bisherigen Forschungsstand hinausgehend ist der Nachweis der Autoren, dass Baader führend an Menschenversuchen mit russischen Zwangsarbeitern 1943/44 in Berlin beteiligt war. Es gibt zwar noch Forschungslücken, doch Baader zeichnete als Institutsdirek-

tor für Versuche mit verhungerten Russen verantwortlich. Es ging dabei um die „Behandlung“ von Zahnfleischerkrankungen mit Nikotinsäureamid und das Ausloten der maximal verträglichen Dosis. Man muss sich vergegenwärtigen: Die dem Tod geweihten Zwangsarbeiter wurden als Versuchsobjekte genutzt.

Entlassen aus US-amerikanischer Kriegsgefangenschaft, ließ sich Baader in Hamm nieder, wo er 1947 „entnazifiziert“ wurde. Er arbeitete als Internist am örtlichen Knappschafts-Krankenhaus und wurde alsbald auch dessen Direktor, bemühte sich aber gleichzeitig um die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere. 1951 wurde er zum Honorarprofessor für Pathologie und Klinik der Berufskrankheiten der Medizinischen Fakultät der Universität Münster ernannt. 1962 erhielt Baader, kurz vor seinem herzinfarktbedingten Tod, das Bundesverdienstkreuz. In der Zeit zwischen 1947 und 1962 vernetzte sich Baader mit allen seinen früheren Mitarbeitern und Kollegen, auch mit Teleky und anderen Emigranten, um das weltweite arbeitsmedizinische Wissen in einem Handbuch zu bündeln. Baader schaffte es, ein siebenbändiges und insgesamt fast 6.000 Seiten umfassendes Handbuch zusammenzustellen, das zwischen 1961 und 1963 herauskam. Noch in den 1980er Jahren wurde dies, auch von kritischen Arbeitsmediziner/innen, als beispiellose wissenschaftliche Großtat gefeiert. Unbestritten ist, dass man in „Baaders Handbuch“ auch heute noch viele wichtige Informationen finden kann, so zum Beispiel Kasuiken, das heißt detaillierte Arbeitsplatzbeschreibungen und Erkrankungsgeschichten, die später so nie mehr aufgeschrieben wurden. Wie gesagt: Es haben viele Arbeitsmediziner mitgewirkt, auch kritisch-engagierte. Zugleich aber machen manche Kasuiken stutzig, insbesondere wenn es sich um sehr genaue Schilderungen eines Vergiftungsverlaufs handelt. In der Regel finden sich keine genauen Angaben zu Person und Ort. Es muss vermutet werden, dass unter der Hand Ergebnisse von Menschenversuchen eingeflossen sind, auch von Versuchen, die in KZs durchgeführt wurden. Rauh / Leven machen in ihrer Studie deutlich, dass die Tradition medizinischer Forschung schon vor 1933

den Menschenversuch kannte und solche Versuche auch nach 1945 praktizierte – man denke etwa an die bewusste Exposition von Soldaten gegenüber radioaktiven Strahlen in der Wüste von Nevada. Einmal von den Beiträgen Telekys abgesehen, gibt sich in Baaders Handbuch immer wieder die Leistungsmedizin zu erkennen. Die Gesundheit des Arbeiters oder der Arbeiterin ist nicht deshalb zu schützen, weil er oder sie ein Mensch, sondern weil er oder sie Produktionsfaktor ist. An dieser Schräglage krankt die Arbeitsmedizin bis heute, auch wenn sie nunmehr versucht, sich vom Erbe des Nationalsozialismus zu lösen.

Auch die Autoren der hier besprochenen Studie bleiben in diesem inneren Widerspruch hängen, wenn sie schreiben, dass Baader „sicherlich“ kein Anhänger der Leistungsmedizin nach dem Vorbild der Deutschen Arbeitsfront (DAF) gewesen sei. Die DAF-Dokumente sind bis 1938 ganz auf der Linie der bis dahin artikulierten medizinischen und arbeitsmedizinischen Mehrheitsmeinung. Erst 1939, nach Kriegsbeginn, wandelt sich das Bild in Richtung Vernichtung durch Arbeit. Doch vorher gab es einen breiten Konsens. Die Vorstellung, dass Menschen im Arbeitsprozess möglichst lange, möglichst bis zum siebzigsten Lebensjahr, ausgepresst werden sollen, um die Dauer zwischen Ende des Arbeitslebens und Tod auf ein Minimum zu reduzieren, einte NS-Politik, Wissenschaft und praktische Medizin. Das konzedieren auch Rauh / Leven in ihrer Darstellung der Arbeits- und Leistungsmedizin im Nationalsozialismus. Wie also kommen sie zu dem Schluss, dass Baader nicht auf dieser Linie lag? Hier kann nur spekuliert werden. Das ist wahrscheinlich der Teil der Studie, der mit heißer Nadel gestrickt wurde, um den Auftraggeber nicht allzu sehr zu verschrecken. Der Vorsitzende der Deutschen Gesellschaft für Arbeitsmedizin und Umweltmedizin (DGAUM), Hans Drexler, ist Professor für Arbeitsmedizin an der gleichen Fakultät wie die Autoren der hier diskutierten Studie. Und immerhin wurde die Studie finanziert von der Ernst-Wilhelm-Baader-Stiftung, deren Vorstandsvorsitzender ebenfalls Herr Drexler ist. Das ist eine – einmal sehr vorsichtig aus-

gedrückt – doch recht schwierige Konstellation. Gerade deshalb ist es erstaunlich, wie viel Material die Studie dennoch zutage befördert hat – Material, das hinreichen müsste, sich von Baader loszusagen, die Stiftung und die in seinem Namen vergebenen Stipendien und Preise umzubenennen, die in seinem Namen gehaltenen Gedächtnisveranstaltungen und die Lobpreisungen seiner Person in den Lehrbüchern ersatzlos zu streichen. Im April 2014 findet in Dresden die Jahrestagung der DGAUM statt. Ob es eine E. W.-Baader-Gedächtnis-Vorlesung geben wird, ist aus dem bisherigen Programm-Entwurf nicht ersichtlich, wohl aber, dass über Baader in einer gesonderten Sitzung diskutiert werden soll. Man wird sehen.

Wolfgang Hien